

Die Geschichtswerkstatt Gallus berichtet

Historisches und Aktuelles

Ausgabe: Juni 2019



*„Als die weißen Fahnen wehten...“
Teil 2: Die Amerikaner sind da –
bepackt mit Schokolade und scharf auf Cognac.*

Von einem Zeitzeugen, der im Mai 1945 das Glück erlebte,
einen verlorenen Krieg auch zu überleben.

*Geschichten einer Zeitenwende, von der Geschichte geschrieben – in möglichst chronologischer Folge
festgehalten von Egon Matthes, Geburtsjahr 1930, aufgewachsen im Herzen des Gallus, dem
Kamerun*



JETZT WAREN SIE DA; ÜBERALL BEI UNS
IM GALLUS; und die Straßen waren
voller olivgrüner Fahrzeuge in allen
Größen. Zwar schien auch die
amerikanische Armee die einfachsten
Regeln zu beherzigen, wie man effektiv,
mit größtmöglichem Eindruck auf die
besiegte Zivilbevölkerung und mit
minimalem eigenem Aufwand Viertel
um Viertel einer zerbombten Stadt
einnimmt, in der kaum noch
gegnerischer bewaffneter Widerstand
zu erwarten ist. Und so zogen die
kaugummi-kauenden Sieger durch die
Straßen im Gallus, zeigten lachend auf
die improvisierten weißen Fahnen an
den Häusern und – sie sahen gar nicht
so bedrohlich aus, wie die Propaganda
des „Dritten Reiches“ uns fürchten
gelehrt hatte.

*Das Bild von einmarschierenden
amerikanischen Soldaten – hier
allerdings in Bornheim – zeigt sehr gut
die gelöste Stimmung dieser Zeit.*

©ISG

Aber selbst mutige Mütter, die ihren Kindern ein Schauspiel bieten wollten, das sie nur einmal im Leben erleben würden, zogen sich in den Schutz der Häuser zurück, als die ersten schwarzen GI's sich näherten. Das war nicht mehr wie im Kinderbuch: Struwwelpeter: „Es ging spazieren vor dem Tor ein kohlepechrabenschwarzer Mohr“ – das waren die Sieger im Jahre 1945. Doch wer von den Frauen Mut hatte und sein Kind nicht ängstlich in Sicherheit zu bringen versuchte, der konnte mit etwas Glück eine Riesen-Überraschung erleben: Die grimmigen schwarzen Männer in den fremden Uniformen lachten die Kinder an und holten Tafeln von Hershey-Schokolade, Bananen, rare Köstlichkeiten, aus ihren Taschen. „Here, for the baby you can take it“, riefen sie aufmunternd und fröhlich blickend.

Wir standen wortlos staunend auf der Straße. Bereits die ersten US-Soldaten, die sich seit der Invasion am 6.6.44 gegen Waffen-SS und Wehrmacht bis zu uns an den Main durchgekämpft hatten, bewiesen uns innerhalb weniger Stunden: Die alliierten Bomberflotten hatten zwar - nicht zuletzt als Vergeltung für die millionenfachen deutschen Mordaktionen an wehrlosen Männern, Frauen und Kindern in Auschwitz, Treblinka und anderen Vergasungshöhlen – beim Bombardement unserer Städte bewusst auch reine Wohngebiete mit einbezogen. Doch die Besatzungstruppen, die den Krieg am Boden geführt hatten und denen wir uns nun als Verlierer unterworfen fühlten, erwiesen sich mehr als Befreier denn als Sieger.

Auch wenn sie, wie in der Frankenallee, für einen längeren Zeitraum Wohnungen requirierten und verzweifelte Mieter sich auf der Straße obdachlos wiederfanden – ehe sie bei Verwandten oder Freunden vorerst notdürftig Unterkunft fanden.

Sie teilten nun das Los der ausgebombten Mitbürger und Nachbarn, die alles verloren hatten – ohne die Aussicht, daß die Besatzungsmacht eines Tages die Häuser wieder freigeben würde.

Es waren die einstöckigen Mart-Stam-Häuser auf der Nordseite der Frankenallee – bis hin zur Friedenskirche –, die sich praktisch über Nacht in ein Militärlager verwandelten – ein wenig erinnernd an ein Fort der US-Army zuhause in den Staaten. (Dieser Vergleich ist mir nach einem Besuch in Fort Bliss El Paso, Texas, USA, eingefallen – dort waren um 1977 hunderte Bundeswehr-Soldaten zur Ausbildung stationiert). Und natürlich verwandelten sich die Schulen entlang der Ackermann-Straße - insbesondere der große Schulhof – in ein zeitweiliges Camp der US-Army.



Das Bild zeigt die Kopfbauten an der Frankenallee um 1960, als die Kriegsschäden, die es auch hier gegeben hatte, bereits ausgebessert waren.¹

Foto: Klaus Meier-Ude

© ISG

¹ vgl. hierzu die Abbildung auf Seite 4

Binnen kurzem herrschten dort lebhaft Aktivitäten der Völkerverständigung. Noch war es nicht das Thema „Non-Fraternization“, das nicht nur das Oberkommando im IG-Hochhaus bewegte – es sollte später die US-Machtzentrale in ihrer Besatzungszone werden – es ging um Tauschgeschäfte, in deren Mittelpunkt eine Produktgruppe stand: US-Zigaretten. Philip Morris und Chesterfield, Lucky Strike und Camel – sie waren eine feste Währung, die erst durch die Währungsreform und die D-Mark an Bedeutung verlor.

Und da war noch ein zweites Schwarzmarkt-Produkt mit großer Nachfrage, aber ein durch sein Volumen bedingtes geringeres Angebot: Kaffee - Bohnenkaffee natürlich, denn von Muckefuck² wollte kein Deutscher mehr etwas wissen.

Amerikanische Zigaretten waren zu jener Zeit in unbegrenzter Menge auf dem Markt, (den es offiziell natürlich nicht gab)! Sie waren schon als Marketenderware noch in Kampfzeiten mit an der Front – die Anhänger der genialen Jeep's waren in der Regel damit vollgepackt. In bester Wagenburg-Tradition wie bei John Wayne standen Jeeps mit Hängern und Dreiviertel-Tonner im Kreis, Motor nach innen. Und wir – echte Kameruner Indianer – schlichen uns eines abends von außen an einen etwas abseits stehenden Jeep heran, lockerten leise und heimlich die Plane über dem Hänger und suchten nach Beute. Klar, da waren stangenweise Zigaretten, und wir entdeckten K-Rations – diese wetterfest verpackten Rationspackungen mit wohlschmeckenden und nützlichen Inhalten – vom Nescafe bis zum Kondom.

Um beweglich zu bleiben, beschränkten wir uns auf je eine Stange Zigaretten und eine K-Ration. Es war fast wie Weihnachten – wobei die Zigaretten sich sogar in Butter und Wurst eintauschen ließen. Doch wir wollten unser Glück auch „mit offenen Karten“ versuchen. Wir – das waren eine Tante von mir, die ihr Talent zum schwarzhandeln entdeckt hatte – und ich, denn einer musste ja die Verhandlungen mit den Amis führen, also englisch sprechen können.

Die Gelegenheit ergab sich, als wir – mit neuen Fahrradreifen behängt – aus Richtung Mainzer Landstraße über die Frankenallee nach Hause gingen.

Amerikanische Soldaten, aufgereiht an den offenen Fenstern, suchten Unterhaltung – genau das, auf was Tantchen und ich gehofft hatten. Jetzt musste sich mein Schul-Englisch auszahlen können, dachten wir.

Die Erwartung ging auf. Was wir denn wohl täten und da schleppten, begehrte einer der GI's zu wissen. Bereitwillig und freundlich sammelte ich mein Englisch – vorher nie benutzt – zusammen und gab Auskunft. „Die Reifen sind für unsere Fahrräder, die gab es in einem Fabriklager hier in der Nähe, deswegen seht Ihr so viele von uns damit“. Der Ami wars zufrieden und versuchte sogar einen Spaß „Aber lasst euch nicht vom Sheriff erwischen“ – Ich beruhigte ihn: „Die sind zur Zeit alle noch auf Tauchstation – haben Angst vor Euch“. Der Ami lachte, das Eis schien gebrochen, und Tante flüsterte „Frag ihn, ob er Cognac mag?“

Das hatten wir vorher abgesprochen, und ich nahm das Stichwort auf, alles jetzt natürlich auf Englisch:

„Seid Ihr an echtem französischen Cognac interessiert? Nicht nachgemacht, oder verdünnt, echt aus La France.“ Inzwischen hatten auch seine Kumpels die Ohren gespitzt und wollten wissen, wie ich denn an französischen Cognac gekommen sei?

Ich wies auf Tantchen und erklärte ihm: „Sie ist meine Tante und ihr Mann, mein Onkel, war in Paris stationiert.“ Das fanden sie ganz in Ordnung – Soldaten denken eben wie Soldaten, in welcher Uniform auch immer.

² So nannten die Deutschen im Krieg und noch danach Ersatzkaffee aus Zichorie, gemälzter Gerste oder Roggen

„Ok, das ist ein deal, wie viel Flaschen habt Ihr? Und schreib mir deine Adresse auf – du wohnst doch hier in der Nähe?“ Sie versprochen: „Bis heute abend, Good bye.“

Und tatsächlich: Als es dunkel wurde, stoppte ein Jeep vor unserem Haus in der Rebstöcker Straße. Drei Ami's kletterten heraus und wuchteten einen mannshohen Seesack zum Haus, wo ich sie schon erwartete. Tantchen hatte derweil den Zimmertisch mit den Cognac-Flaschen dekoriert. Sie begutachteten die Etiketten, öffneten eine Pulle und schnüffelten zustimmend. Dann genehmigte sich jeder von ihnen einen Schluck und sie verzogen lobend die Gesichter. „Gut so, wirklich echt französisch“, war ihr Kommentar, dann schoben sie Tantchen den Seesack zu.

Sie erschranken, als es gerade in diesem Augenblick klingelte, und unsere Nachbarin mit ihrem erst wenige Monate alten Baby in der Tür stand.

Ich erklärte die Situation und berichtete den Amis: unser Nachbar, der Vater des Babies, sei noch als PoW¹ – deutscher Kriegsgefangener – in den USA. Das bot Gesprächsstoff, und schnell verschwand einer von ihnen, „noch was fürs Baby holen“. Er kam rasch mit weiteren leckeren Naschereien zurück, vor allem Obst, Schokolade und eben so Sachen, die er als „Gut für Baby“ befand.

Es war eine jener Situationen, die das Leben nur in Kriegszeiten schreiben kann: Da sitzen – während weit weg noch die Kanonen donnern – US-Soldaten als Sieger und Besatzer, deutsche Frauen, deren Männer in Kriegsgefangenschaft sind, ein Gerade-Noch-Pimpf als Dolmetscher und ein Baby, dessen Vater das Glück hatte, in den USA als PoW besser zu leben als seine Familie in Frankfurt – und sie zählen gemeinsam die Stunden, die sie noch offiziell Feinde sein müssten – aber sie spüren: schon in diesem Moment: Zwischen uns darf es keine Feindschaft mehr geben!

Egon Matthes



*Kriegszerstörtes Haus – hier Foto Ott – an der Frankenallee / Ecke Hornauer Straße um 1947
Bild: Sammlung Hochhut*

Bilder Institut für Stadtgeschichte:

Seite 1: ISG_S7Z_1945-00027-1a

Seite 2: ISG_S7C_1998-17849

¹ englisch: Prisoner of War - Kriegsgefangener

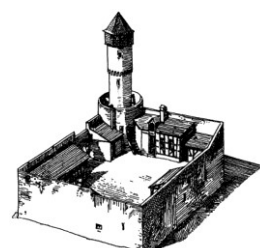
Herausgeber: Geschichtswerkstatt Gallus, Frankenallee 166, 60326 Frankfurt.

V.i.S.d.P. sind die jeweiligen Verfasser der namentlich gezeichneten Artikel.

Leseranfragen: E-Mail: GWGallus@gmail.com

E-Mail: juergenemrich@msn.com

Der Druck des „INFOS“ wird vom Caritas Quartiersmanagement im Programm „Aktive Nachbarschaft“, der Druckerei „bueroundCopy.de“ und vom Autohaus Gruber GmbH unterstützt.



**Geschichtswerkstatt
Gallus**